

A close-up portrait of a man with a serious expression, wearing a dark jacket. The background is a textured, light-colored wall.

Toni Feller

IM DIENST DER GERECHTIGKEIT

*Meine spektakulärsten
Kriminalfälle*

GMEINER



TONI FELLER
Im Dienst
der Gerechtigkeit

TONI FELLER

Im Dienst
der Gerechtigkeit

Meine spektakulärsten Kriminalfälle

GMEINER



Die Veröffentlichung dieses Werkes erfolgt auf Vermittlung von BookaBook,
der Literarischen Agentur Elmar Klupsch, Stuttgart



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2020 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2020

Lektorat: Isabell Michelberger
Redaktion: Anja Sandmann
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: Susanne Lutz
unter Verwendung eines Fotos von © Christian Cambeis, Germersheim
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-6349-5

WIDMUNG

Dieses Buch widme ich allen Opfern von
Gewaltverbrechen. Den lebenden und den toten.

INHALT

Vorwort	9
Taubentod	13
Der Kinderschänder	27
Die Entführung eines Hochwürden	41
Das Allerschlimmste	59
Keinen einzigen stichhaltigen Beweis	64
Acht Stiche im Rücken	77
Schwulenmord	92
Entführung und Vergewaltigung	112
Skrupellos	125
Das kuriose Versteck eines Bankräubers	140
Am helllichten Tag	160
Die verschwundene Leiche	169
Das Grauen am Aschermittwoch	184
Die blinde Tote	197
Vergewaltigung im Knast	208
Silber brach ihm das Genick	223
Die Joggerin	230
Sie hassten und sie liebten sich	239
Tötung auf Verlangen	245
Geiseldrama	253
Die sieben Leben der Saskia Braun	265

VORWORT

Bis zu meiner Pensionierung war ich Kriminalhauptkommissar beim Polizeipräsidium Karlsruhe. Meine Tätigkeit erstreckte sich auf die Bearbeitung und Aufklärung schwerer Gewalt- und Sexualdelikte sowie Todes- und Brandermittlungen. Parallel hierzu war ich Mitglied der Mord- und Sonderkommission Geiselnahme. In der sogenannten Verhandlungsgruppe war ich als Sprecher ausgebildet.

Dieses Buch ist das dritte Werk mit spektakulären, authentischen Kriminalfällen, die ich selbst bearbeitet oder an deren Aufklärung ich maßgeblich beteiligt war.

Wie bei den vorherigen Büchern habe ich aus datenschutzrechtlichen Gründen Datum, Orte und Namen – mit wenigen Ausnahmen – abgeändert oder erst gar nicht erwähnt, um beteiligte Personen durch die Veröffentlichung vor Nachteilen zu schützen.

Im Hinblick auf eine mögliche Publizierung der geschilderten Fälle hatte ich mir jeweils zeitnah stichwortartige Notizen gemacht, auf die ich beim Verfassen des Werkes dankbar zurückgreifen konnte. Viele Begebenheiten waren mir auch noch sehr gut in Erinnerung.

Der eine oder andere mag beim Lesen vielleicht zu der Auffassung kommen, ich würde mich als der einzige und wahre Topermittler des Polizeipräsidiums Karlsruhe hervortun wollen. Das wäre ein Trugschluss. Ich lernte während meiner Dienstzeit ganz viele Polizisten kennen, die mindestens genauso gute oder noch bessere Arbeit ablieferten als ich. Aber es kreuzten auch einige wenige Beamte meinen Weg,

die stinkefaul waren und sich ständig beschwerten, dass sie nicht befördert oder dass sie zu wenig Geld verdienen würden. Manche brachten es fertig, sich jahraus und jahrein von jedweder Arbeit erfolgreich zu drücken, plusterten sich aber auf, wenn sie dann doch einmal die Ärmel hochkrepeln mussten.

Im Text ist immer wieder von Kollegen die Rede. Natürlich gab es auch unzählige Kolleginnen, die den männlichen Mitstreitern in nichts nachstanden. Nur der Einfachheit wegen habe ich mich auf die männliche Variante beschränkt.

Ich möchte die Gelegenheit wahrnehmen, mich bei allen zu bedanken, die mich direkt oder indirekt motivierten, dieses Buch zu schreiben.

Besonderer Dank an Petra Neubert, Dieter Langer, Ulrike Haupt und Doris Gengel. Mit ihnen habe ich zu verschiedenen Zeiten Büros geteilt und sehr erfolgreich zusammengearbeitet.

Ulrike und mich nannte man das »Dream-Team«. Wir konnten unglaubliche Erfolge in Bezug auf Banküberfälle und schwere Sexualstraftaten verbuchen. Die bloße Missgunst eines anderen riss uns schließlich auseinander.

Danke an alle anderen Kolleginnen und Kollegen, die mit mir bei der Verbrechensbekämpfung an einem Strang zogen.

Besonderen Dank gilt Herrn Oberstaatsanwalt Armbrust und vielen seiner Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich jahrzehntelang stets in vorbildlicher und äußerst angenehmer Weise zusammenarbeiten durfte.

Ein herzliches Dankschön an die Meinen. Sie waren mir immer Stütze und Halt. Nur durch sie war es möglich, die ungeheuren psychischen Belastungen, die der Dienst sehr oft mit sich brachte, auszuhalten.

Danke auch an meinen Literaturagenten Elmar Klupsch, der mich motivierte, ein weiteres Buch mit authentischen Kriminalfällen zu schreiben.

Nicht unerwähnt sollte bleiben, dass ich längst denen verziehen habe, die mir aus Neid auf meine Erfolge Knüppel zwischen die Beine warfen und meine Ermittlungen heimlich torpedierten.

Verzihen habe ich auch jenem unfassbar faulen Staatsanwalt, der sich trotz meines bestens begründeten Haftbefehlsantrages vehement weigerte, einen gefährlichen Vergewaltiger in Untersuchungshaft zu schicken, was zur Folge hatte, dass das 65-jährige, hilfsbedürftige Opfer seine Wohnung aufgeben und aus der Stadt wegziehen musste. Der freigelassene Täter wohnte nämlich direkt neben der gepeinigten Frau. Erinnern Sie sich noch, Herr Staatsanwalt? Einige Kollegen hatten sich bereits über Sie beschwert. Meine schriftliche Eingabe gegen Sie brachte das Fass zum Überlaufen. Sie wurden daraufhin zu einer anderen Behörde versetzt. Ich hoffe, Sie dadurch wenigstens zum Nachdenken gebracht zu haben.

TAUBENTOD

Es ist bereits weit nach Mitternacht, als Konstantin Müller schon zum fünften Mal versucht, seinen zwei Jahre jüngeren Bruder telefonisch zu erreichen. Viktor nimmt wieder nicht ab. Wo steckt er nur? Normalerweise ist er um diese Zeit längst zu Hause. Die beiden Brüder wohnen noch in der Wohnung ihrer Mutter, die schon längst schlafen gegangen ist.

Vielleicht liegt er zugekifft irgendwo herum? Schon vor Monaten ertappte Konstantin den Heißsporn beim Haschen. Seitdem hat sich Viktor immer stärker zu seinem Nachteil verändert. Er wurde launischer, aggressiver und kümmerte sich um nichts mehr. Auch auf sein Äußeres achtet er weniger. Hinzu kommt der Umgang mit seinen neuen Freunden, die Konstantin gar nicht gefallen. Er befürchtet, Viktor könnte in den Sumpf von Drogensüchtigen abgleiten. Dann würde es schwer werden, ihn da wieder herauszuziehen. Aus diesem Grund wirft Konstantin stets ein Auge auf seinen Bruder, der jedoch auf die Ermahnungen des Älteren nicht hört. Ganz im Gegenteil! Viktor kifft nicht nur, er dealt auch. Zunächst nur, um sich das Geld für den Stoff zu verdienen, dann aber auch, um gute Geschäfte zu machen.

Die deutschrussische Familie lebt in einem Außenbezirk von Karlsruhe. Der Vater ist verstorben. Während die Tochter bei einem Freund wohnt, genießen die beiden Brüder immer noch die Vorzüge im Hotel Mama. Die Mutter weiß nichts von Viktors Sucht. Um ihr diese Sorgen weiterhin zu ersparen, will Konstantin seinen Bruder nicht verraten.

Es ist zwei Uhr in der Nacht, als Konstantin beschließt, seinen Bruder zu suchen. Zuerst fährt er zu Viktors Stammlokal, das aber schon geschlossen hat. Anschließend fährt er zum familieneigenen Schrebergarten, in dem sich Viktor mit seinen neuen Freunden in der jüngsten Vergangenheit auffallend oft aufhält. Konstantin ist sich sicher, dass die Jungs dort kiffen. Spritzen fand er zum Glück noch keine. Dann hätte er nämlich andere Seiten aufgezo-gen. Hätte dem Jün-geren ordentlich die Leviten gelesen, obwohl dieser ja schon 21 Jahre alt ist und sich von ihm nichts mehr vorschreiben lassen muss.

Als Konstantin die Gartenanlage betritt, überkommt ihn ein komisches Gefühl. Später sagt er aus, er habe gleich so etwas geahnt.

Im Schein seiner Taschenlampe geht er auf dem schmalen Pfad bis zum etwa 30 Meter entfernten Geräteschuppen. Mehrfach ruft er Viktors Namen. Keine Antwort. Es ist eine stockdunkle, kalte Nacht. Konstantin fröstelt. Er richtet den Lichtstrahl auf die Gartenlaube. Die Tür steht sperrangelweit offen. Ungewöhnlich, denkt er. Er leuchtet ins Innere. Seine Nerven sind bis zum Zerreißen gespannt. Nichts Auffälliges. Ein Stein fällt ihm vom Herzen. Er macht die Tür zu und will den Riegel verschieben. Dann sieht er, dass an dem Vorhängeschloss Viktors Schlüsselbund hängt.

»Viktor«, ruft er nochmal laut. Aber er erhält wieder keine Antwort. Er leuchtet die Umgebung ab. Der Lichtstrahl fällt zuerst auf eine schmutzige Hand, die sich in die feuchte Erde krallt. Konstantin erschrickt so sehr, dass er einen Schrei ausstößt und einen Schritt zurückweicht. Langsam fängt er sich. Er leuchtet wieder in die Richtung. Hier liegt ein Mensch bäuchlings in einem Gemüsebeet. Obwohl er das mit Erde teilweise bedeckte Gesicht nur von der Seite

sehen kann und die Kleidung stark verschmutzt ist, erkennt Konstantin sofort seinen Bruder. Mit einem Satz ist er bei ihm. Er lässt die Taschenlampe fallen und bückt sich hinunter. Mit einigem Kraftaufwand dreht er Viktor auf den Rücken, hebt seinen Oberkörper hoch und schüttelt ihn. »Viktor, Viktor«, schreit er verzweifelt. Er sagt später aus, er habe nicht gemerkt, dass bei Viktor bereits die Leichenstarre eingetreten ist.

Als sein Bruder kein Lebenszeichen von sich gibt, lässt er ihn wieder auf den Boden sinken, nimmt die Taschenlampe und leuchtet ihm ins Gesicht. Er sieht in Viktors gebrochene Augen. Erst jetzt wird ihm klar, dass seinem Bruder nicht mehr zu helfen ist.

Konstantin kann die Tränen nicht unterdrücken. Er schluchzt hemmungslos. Irgendwann fasst er sich und ruft die Schwester an, um sie um Rat zu bitten. Sie kommen überein, sofort die Polizei zu verständigen und die Mutter zunächst nicht zu informieren.

»Die Spurenlage ist eindeutig«, sagte der Kriminaltechniker, der mit mehreren Scheinwerfern den Tatort in helles Licht getaucht hatte. »Hier muss ein heftiger Kampf stattgefunden haben. Das ganze Gemüsebeet ist zertrampelt. Viele Spinatpflanzen sind herausgerissen. Er muss sich bis zum bitteren Ende gewehrt haben. Sieh nur, auch an dem Johannisbeerstrauch sind einige Äste abgerissen. Vermutlich wollte er sich an ihnen hochziehen und flüchten. Er muss furchtbar gelitten haben, bis er starb.«

»Der Polizeivertragsarzt müsste jeden Augenblick eintreffen«, brummte Kriminalhauptmeister Lohe vom Kriminaldauerdienst (KDD).

»Bis dahin werde ich genügend Fotos von der Leiche und dem Umfeld gemacht haben. Es sind einige Schuhspuren zu

sehen, die ich mit Gips ausformen muss. Das dauert aber. Die Leiche legen wir zur Untersuchung am besten auf den freien Platz vor der Hütte.«

Inzwischen war bei Viktor Müller die Leichenstarre am gesamten Körper voll ausgeprägt. Es ist immer schwierig, einen Leichnam zu entkleiden, wenn sich Arme und Beine nicht mehr bewegen lassen. Ein Toter fühlt sich dann so steif an, als ob er tiefgefroren wäre. Deshalb entschied sich Lohe in Absprache mit dem Arzt dafür, bei dem Toten nur grob nach Verletzungen zu schauen und ihn danach sofort zur Gerichtsmedizin nach Heidelberg bringen zu lassen.

Weder der Arzt noch Kriminalhauptmeister Lohe konnten bei der Leiche irgendwelche Hinweise auf die Todesursache finden. Die Schädeldecke war vollständig intakt. Am entblößten Oberkörper, den Händen und im Gesicht waren keinerlei Verletzungen zu sehen. Nicht einmal eine winzige Blutspur.

»Konstantin Müller sagte, sein Bruder sei Rauschgiftkonsument gewesen. Vielleicht hat er sich den goldenen Schuss verpasst.«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Dann gäbe es keine Kampfspuren im Gemüsebeet.

Lohe schob bei dem Toten beide Ärmel des Pullovers hoch. »Nichts! Auch keine alten Einstiche.«

»Hier ist ein Gewehr«, rief einer der Kriminaltechniker.

»Wo«, antwortete Lohe erstaunt, denn er hatte sich zuvor schon etwas umgeschaut und nichts dergleichen gesehen.

»Es ist hinter der Mülltonne versteckt. Komm her, ich zeig es dir, bevor wir es fotografieren und sichern.«

Das Gewehr lehnte, mit dem Kolben auf dem Boden, hinter einer grauen Mülltonne in einer Ecke vor dem Gartenhaus.

»Hhm, das könnte die Tatwaffe sein«, stieß Lohe nachdenkend hervor.

»Dann hat sie der Täter aber nicht besonders gut versteckt. Und warum hat er sie nicht einfach mitgenommen«, rätselte der Kriminaltechniker.

»Ist ja kein Geheimnis, dass die bösen Buben manchmal total irrationale Dinge tun, wenn sie im Stress sind. Und ein Mord zu begehen bedeutet in aller Regel Stress pur. Selbst für abgebrühte Gangster.«

Der KT-Mann runzelte die Stirn. »Habt ihr schon die Leichenschau gemacht?«

»Waren gerade dabei, als du mich gerufen hast. Aber wir haben bis jetzt keine Schusswunde bei dem Toten ausmachen können.«

Kriminalhauptmeister Lohe und der Arzt untersuchten den Leichnam nun doch genauer. Wegen der Leichenstarre mussten sie Teile der Kleidung mit einer Schere aufschneiden. Doch so sehr sie sich auch Mühe gaben, sie fanden kein Einschussloch und auch kein Blut.

Bei der Waffe handelte es sich um ein einschüssiges Repeatinggewehr vom Kaliber 5,6 Millimeter Long Rifle. Im Patronenlager steckte eine entsprechende Hülse. Der Kriminaltechniker roch an der Mündung und stellte fest, dass mit der Langwaffe vor nicht allzu langer Zeit geschossen wurde.

Lohe kratzte sich hinter dem Ohr. »Ein Gewehr, eine abgeschossene Patrone, ein Toter, aber kein Einschuss. Was soll man davon halten? Bin gespannt, was die vom Fachdezernat daraus machen.«

Zur Erläuterung sei gesagt, dass Lohe beim Kriminaldauerdienst arbeitete. Diese Einrichtung ist quasi die Feuerwehr der Kriminalpolizei. Die Beamten machen den sogenann-

ten ersten Angriff. Das heißt sie führen die ersten notwendigen und vor allem nicht aufschiebbaren Ermittlungen durch. Danach geben sie den Fall in Form einer Akte so schnell wie möglich an das jeweilige Fachdezernat weiter.

Weil ich an diesem Tag einen seitenlangen Schlussbericht zu einem schrecklichen Kindesmissbrauch schreiben wollte, war ich früher als sonst auf der Dienststelle. Gerade hatte ich meine Jacke in den Schrank gehängt, als mein Chef im Türrahmen erschien. »Sag mal, du kennst dich doch mit Schusswaffen bestens aus, oder?«

Er hätte wenigstens Guten Morgen sagen können, dachte ich. Deshalb erwiderte ich in betont herzlicher Art: »Guten Morgen, Chef. Wünsche gut geruht zu haben!« Ich sah die dünne Akte in seiner Hand und wusste, die würde gleich zu mir überwechseln.

»Sehr interessanter Fall.« Er streckte mir die paar zusammengehefteten Blätter entgegen. »Lese dich bitte mal ein, und anschließend sprechen wir darüber, okay?«

Eine wirklich sonderbare Geschichte. Beim Lesen schossen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Junge Menschen sterben nicht so leicht, ohne Verletzungen zu haben. Warum waren an der Leiche keine Spuren von Gewalt zu sehen? Ich sah mir die Fotos des Tatortes an. Zweifellos hatte hier ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden. Während ich noch grübelte, klingelte mein Telefon.

»Die Gerichtsmedizin«, hörte ich unsere Sekretärin sagen. »Moment, ich stelle durch.«

»Professor Barth«, meldete sich mein Gegenüber. Ich kannte den Pathologen von früheren Obduktionen. Er war eine Koryphäe auf seinem Gebiet und kam gleich zur Sache.

»Ich will nicht lange um den heißen Brei herumreden. Ihr

Toter hat eine Kugel im Kopf«, sagte er lakonisch. »Wir haben es eben beim routinemäßigen Röntgen festgestellt.«

»Das ist ja ein Hammer! Sind Sie sicher«, rutschte mir heraus. Eine dämlichere Frage hätte ich nicht stellen können.

»Absolut!«

»Aber weder der Arzt noch die Kollegen vom KDD haben Verletzungen, geschweige denn eine Schusswunde bei der Leiche gesehen.«

»Das ist leicht erklärbar. Am besten Sie schauen es sich selbst an, bevor wir mit der Leichenöffnung beginnen. Ich warte solange.«

Mein Chef runzelte die Stirn, als ich ihm von der Neuigkeit berichtete. »Das ist ein Fall für die Mordkommission.«

Ich war neben meiner Tätigkeit als Ermittler für schwere Gewaltdelikte schon viele Jahre Mitglied der Mordkommission (Moko) und stimmte ihm zu.

Die Moko bestand beim Polizeipräsidium Karlsruhe aus mindestens 28 BeamtInnen aus allen Dezernatsbereichen und wurde nur bei Tötungsdelikten mit unbekanntem Täter aufgerufen. Je nach Schwierigkeit des Falles konnte sie beliebig aufgestockt werden. Bei der Entführung und Ermordung eines Kindes wurden einmal über 300 Polizisten in die Sonderkommission einberufen. Nur so konnte der riesige Berg von Arbeit bewältigt und der Täter schließlich gefasst werden.

Da ich wusste, mit welchen Umständen der Einsatz einer Moko verbunden war, machte ich den Vorschlag, das Ergebnis der Obduktion abzuwarten. Der Dezernatsleiter war damit einverstanden.

Zusammen mit einem Fotografen der Kriminaltechnik fuhr ich eiligst zum Gerichtsmedizinischen Institut der Universitätsklinik Heidelberg. Während der Fahrt versuchte ich die

Erinnerungen an vergangene Obduktionen zu verdrängen. Es war insbesondere der Geruch des Todes, der mir regelmäßig und heftig zu schaffen machte. Egal wie lange ein Mensch tot war, er roch von der ersten Minute an. Jedenfalls nahm ich das so wahr. Je länger der Todeszeitpunkt zurücklag, desto mehr roch er. Einmal wurde ich zu einer Leiche gerufen, deren furchtbarer Geruch vom Dachfenster eines dreistöckigen Hauses bis auf die 20 Meter entfernte Straße in einer solchen Intensität strömte, dass ich mich fast übergeben hätte.

Bei Obduktionen ist der Gestank für mich nahezu unerträglich. Insbesondere in dem Moment, wenn bei der Leiche der Bauchraum geöffnet wird. Einmal habe ich mit einem parfümbestäubten Taschentuch versucht, den Würge- reiz zu unterdrücken. Das eklige Gemisch aus Parfüm und Leichengeruch krallte sich drei Tage lang in meinen Mund- und Nasenschleimhäuten fest, sodass ich kaum etwas essen und trinken konnte.

Andererseits war eine Obduktion für mich hochinteressant und meist sehr spannend, wenn sich der Obduzent langsam an die Todesursache herantastete. Wie würde es dieses Mal ablaufen?

Die Leiche von Viktor Müller lag bereits auf dem Obduktionstisch. Sie war mit einem blauen Tuch abgedeckt.

Professor Barth zog seine Handschuhe an. »Na, dann wollen wir mal.« Er diktierte Datum, Uhrzeit, Namen des Verstorbenen, die Beschreibung der Leiche und jeden seiner nun folgenden Schritte in ein kleines Aufnahmegerät. Der KT-Beamte machte fleißig Fotos.

Der Assistent von Professor Barth nahm das Tuch von dem Toten. Viktor Müller war noch bekleidet. Man hatte ihm offenbar nach der nächtlichen Leichenschau die Kleider wieder übergestreift.

»Schauen Sie sich sein Gesicht genau an und sagen Sie mir, was Ihnen auffällt«, forderte mich der Professor auf.

Ich zog Einmalhandschuhe an und machte mich fachmännisch ans Werk. Es fiel mir nicht leicht, in das blassgelbe Antlitz zu schauen. Mein Gott, wie jung er noch ist, dachte ich. An Wangen und Stirn sah ich leichte Erdantragungen. Sonst fiel mir nichts auf. Ich zog die halb geöffneten Augenlider auseinander. Nichts Auffälliges. Dann sah ich mir die Schläfen an und tastete sie ohne Ergebnis ab. Zuletzt schaute ich mir Nase und Mund genauestens an. Ich wollte mir als Leichensachbearbeiter keine Blöße geben. Aber so sehr ich mich bemühte, konnte ich kein Einschussloch erkennen.

Ich schaute Professor Barth fragend an. »Der Einschuss ist am Hinterkopf, stimmt's?«

Der Obduzent lächelte, ging zum Röntgenbildbetrachter und schaltete ihn ein. Auf dem festgeklemmten Röntgenbild konnte ich deutlich das Geschoss im Mittelhirn des Toten ausmachen. Ich hatte mich in einem früheren Fall einmal mit dem Thema befasst und noch in Erinnerung, dass das Mittelhirn, medizinisch Mesencephalon genannt, für die Weiterleitung motorischer und sensorischer Impulse zuständig ist. Bei Verletzungen oder Erkrankung dieser Hirnstruktur können starkes Zittern, Steifheit oder unkontrollierte, krampfartige Bewegungen beim Betroffenen auftreten.

Wenn ich davon ausging, dass Viktor Müller bei Schussabgabe aufrecht stand, war das Geschoss in einem Winkel von circa 45 Grad von unten nach oben ins Gehirn eingedrungen. Das konnte ich auf dem Röntgenbild deutlich sehen.

»Unglaublich«, stieß ich hervor. »Wo ist das Einschussloch? Ich sehe keines.«

»Zugegeben, ich habe mich auch täuschen lassen«, beruhigte mich Professor Barth. »Man lernt eben nie aus.«

Er zeigte mit einer spitzen Pinzette auf ein kleines, unscheinbares Muttermal, links neben der Nasenwurzel.

»Hier ist das Geschoss eingedrungen.«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Und wo ist das Blut, wo die Hautverletzung?«

»Die hat es in der üblichen Form nie gegeben. Nach dem Eindringen der Kugel hat sich die Oberhaut sofort reflexartig zusammengezogen. Was Sie hier als kleines Muttermal sehen, ist ein Blutpfropfen, der sich unmittelbar unter der Haut bildete.«

»Das konnten der Arzt und Kriminalhauptmeister Lohe unmöglich erkennen.«

»Da stimme ich Ihnen zu. Wenn wir die Leiche nicht geröntgt hätten, wäre uns das auch nicht aufgefallen. Aber spätestens bei der Sektion des Gehirns hätten wir die Kugel gefunden.«

Vorsichtig und mit aller Akribie führte Professor Barth einen langen, dünnen Edelstahlstift in das Einschussloch ein, bis er auf das Projektil stieß. Danach maß er den Eindringwinkel und die Länge des Geschosskanals. Der ganze Vorgang wurde sowohl protokollarisch als auch fotografisch festgehalten.

Anschließend entkleidete der Assistent die Leiche vollständig. Nach gründlicher Begutachtung stellte Professor Barth fest, dass Viktor Müller keine weiteren Verletzungen hatte.

Es war jedes Mal irgendwie anders. Aber immer musste ich mit aufkommender Übelkeit kämpfen. Bei dieser Obduktion setzte mir der Moment am meisten zu, als Professor Barth die Kopfhaut an der Leiche abzog und mit der Hochfrequenzsäge die Schädeldecke rundherum etwa zwei Zentimeter über den Augenbrauen mit einem dünnen Schnitt auftrennte, bis er den oberen Teil des Schädels abheben konnte.

Das laute, giftige Summen der Säge und das knirschende Geräusch vom Durchtrennen der Knochensubstanz fuhren mir durch Mark und Bein.

»Das ist das Corpus Delicti, meine Herrn!« Professor Barth pulte das Projektil mit einer Pinzette aus der aufgeschnittenen Hirnmasse heraus und legte es in eine kleine, silberne Schüssel. Ich erkannte sofort, dass es sich um ein 5,6 Millimeter Kleinkalibergeschoss handelte. Daraus folgte ich, dass das hinter der Mülltonne versteckte Gewehr mit hoher Wahrscheinlichkeit die Tatwaffe war.

Bevor wir uns auf den Heimweg machten, informierte ich den Dezernatsleiter über das Obduktionsergebnis.

»Hier ist die Hölle los«, stieß er hastig hervor. »Die Angehörigen des Toten machen gehörig Druck. Sie sind fest davon überzeugt, dass Viktor Müller von einem bestimmten Konkurrenten aus der Rauschgiftszene umgebracht wurde. Da sind schon Verwandte unterwegs, die den Verdächtigen suchen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Wenn die jetzt noch erfahren, dass ihr Angehöriger durch eine Kugel gestorben ist, sind sie nicht mehr aufzuhalten. Dann gibt es Mord und Totschlag.«

»Wir müssen unter allen Umständen so schnell wie möglich herausfinden, von wem die Waffe stammt. Sie ist der Schlüssel zur Aufklärung der Tat«, antwortete ich. »Befragt schon mal den Bruder und die Freunde des Toten, von wem das Gewehr stammen könnte. Wir müssen auch die Rauschgiftszene aufmischen. Ich bin sicher, dass wir da weiterkommen. Bestimmt befinden sich Finger- oder DNA-Spuren auf der Waffe, mit denen wir den Täter überführen können.«

»Aber das kann dauern. Meinst du, wir sollten nicht besser die Mordkommission aufrufen?«

»Ich glaube, der Täter ist ein Dilettant. Den kriegen wir auch ohne Moko.«

»Dein Wort in Gottes Ohr.«

Auf der Heimfahrt ließ ich nochmal alle Erkenntnisse Revue passieren. Unter anderem sah ich die Fotos des Gewehres vor mir. Plötzlich kam mir ein bestimmter Verdacht. Ich griff zum Handy und rief den Kriminaltechniker an, der die Waffe hinter der Mülltonne entdeckt hatte.

»Kannst du mit dem Gewehr in einer halben Stunde am Tatort sein?«

»Klar, kann ich. Aber was hast du vor?«

»Das sage ich dir, wenn wir vor Ort sind.«

Noch bevor wir den Schrebergarten erreichten, rief mich der Dezernatsleiter an und teilte mit, Konstantin Müller habe nach Vorlage diverser Fotos ausgesagt, dass die Waffe Viktor gehörte. Er habe damit auf Tauben geschossen, die in den Gemüsebeeten Nahrung suchten. Das Gewehr habe er sich vor längerer Zeit auf dem Schwarzmarkt besorgt.

Das passte zu meinen Überlegungen. Jetzt musste nur noch die kleine Rekonstruktion funktionieren, die ich mit der Waffe vorhatte.

Ich ließ den Kollegen der Kriminaltechnik anhand der von ihm aufgenommenen Bilder das Gewehr und die Mülltonne genauso in die Ecke stellen, wie er die beiden Gegenstände vorgefunden hatte. Den anderen bat ich, möglichst viele Aufnahmen von der Aktion zu machen. Zuvor repetierte ich die Schusswaffe, sodass der Schlagbolzen gespannt war. Es befand sich natürlich keine Patrone im Patronenlager.

Danach trat ich ein paar Schritte zurück. »Diese verfluchten Tauben sind wieder im Anflug«, zischte ich und zeigte theatralisch zum Himmel. »Na warte!«

»Ich sehe keine«, bemerkte der eine Kollege.

»Knalltüte«, antwortete ich. »Das ist eine Rekonstruktion, wenn du es noch nicht gemerkt hast.«

Ich ging zur Mülltonne und holte das dahinterstehende Gewehr hervor. Dazu musste ich meinem Oberkörper etwas hinunterbeugen. Damit hatte ich den Schusswinkel erreicht, den Professor Barth bei der Obduktion gemessen hatte. Ich zog am Lauf der Waffe. In diesem Moment streifte ich mit dem Abzug des Gewehres an der Mülltonne entlang. Das metallische Klicken des ausgelösten Schlagbolzens war deutlich zu hören.

Nun war ich mir sicher, dass Viktor Müller nicht durch einen gemeinen Mord, sondern durch einen von ihm selbst verschuldeten Unfall ums Leben gekommen war. Wie sein Bruder noch am gleichen Tag aussagte, hatte Viktor Wochen zuvor den kleinen Bügel, der den Abzug vor unabsichtlichen Berührungen schützte, aus unerfindlichen Gründen abmontiert. Das war das tödliche Verhängnis.

Ich rief Professor Barth an und fragte ihn, wie lange Viktor Müller noch gelebt haben könnte, nachdem das Projektil in sein Gehirn eingedrungen war.

»Das ist schwer zu sagen. In der Literatur wird von Fällen berichtet, in denen Patienten mit solchen Schussverletzungen noch Stunden oder gar Tage lebten. Es kommt darauf an, welche Zellen wirklich verletzt wurden.«

»Ich vermute, dass Viktor Müller das Gewehr losließ, nachdem er getroffen war. Dann wankte er zurück und kam im Gemüsebeet zu Fall. In einem fürchterlichen Todeskampf wälzte er sich auf dem Boden und versuchte, sich überall festzukrallen, bis er endlich starb. Könnte ich da richtig liegen, Herr Professor?«

»Nach allem, was wir jetzt wissen, treffen Sie damit ins Schwarze. Genauso muss es gewesen sein.«

Es war eine gehörige Portion Überzeugungsarbeit notwendig, den Angehörigen und Verwandten plausibel zu erklären, wie Viktor Müller ums Leben gekommen war. Das Ergebnis der Rekonstruktion sicherte ich natürlich noch durch die Auswertung der Spuren an der Waffe ab.

DER KINDERSCHÄNDER

»Sie haben einen Kinderschänder festgenommen und bringen ihn gleich hierher. Das Opfer ist in der Klinik. Kümmere dich mal um die Geschichte.«

Ich atmete tief durch, weil ich eigentlich überhaupt keine Zeit hatte und in diesen Tagen an 14 Fällen parallel arbeitete. »Warum ich? Kann das nicht ein anderer übernehmen?« Ich konnte nicht umhin, meinem Chef einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen. Er hob beide Hände entschuldigend hoch, bevor er sich umdrehte und ohne weiteren Kommentar mein Büro verließ.

Meine Schläfen mit den Fingerkuppen reibend saß ich da und überlegte mal wieder, was bei Sexualdelikten zu tun ist, bei denen Kinder die Opfer sind.

Ich durfte nicht den gleichen Fehler machen, der mir schon einmal zu Beginn meiner Tätigkeit als Sexualsachbearbeiter unterlaufen war, schoss es mir durch den Kopf. Damals hatte ich in der Vernehmung nach zehn Minuten dem Täter in seine picklige Visage geschleudert, was für ein Schwein er sei und dass man Menschen wie ihn lebenslang wegsperren müsse. Nur mit Mühe hatte ich mich beherrschen können, ihm keine reinzuhauen. Das Verhör war damit natürlich beendet gewesen. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt, mich unverschämt angegrinst und kein Wort mehr gesagt.

Ich muss dieses Mal die Nerven behalten, dachte ich. Mich auf jeden Fall am Riemen reißen, egal unter welchem Arbeitsdruck ich momentan stehe und was für ein Typ diese Dreck-